Diaspora – Zumutung oder Herausforderung?

Predigt beim Patronatsfest Albertus Magnus
der Katholisch-Theologischen Fakultät Erfurt am 12.November 2026
(Sir 15,1-6; 1 Kor 2,1-10a; Mt 13,47-52)

„Als Wissenschaftler“ – so heißt es in der Hinführung zu einer Reportage – „den Dingen auf den Grund gehen, Ursachenforschung betreiben, die Dinge hinterfragen – und gleichzeitig gläubiger Christ sein: Geht das? Für Albert von Lauingen hat sich diese Frage nie gestellt. Im 13. Jahrhundert, mitten im so genannten ‚finsteren Mittelalter‘, galt Albert als ‚der Mann, der alles wusste‘. Er war ein großer Philosoph und ein leidenschaftlicher Naturwissenschaftler. Aber in erster Linie war der Dominikaner und zeitweilige Bischof von Regensburg tief verwurzelt im Glauben.“ Und was lässt sich über uns, die wir ihn als Patron der Katholisch-Theologischen Fakultät in Erfurt verehren, und unsere kirchlichen Verhältnisse sagen?

1. Katastrophen- oder Normalfall?

Es war während meiner Schulzeit, wohl in den Sommerferien zwischen der 5. und der 6. Klasse. Da wurde ich zusammen mit einigen anderen Kindern aus unserer Pfarrgemeinde einmal für ein paar Wochen ins katholische Eichsfeld verschickt. Jeder bzw. jede von uns kam in eine andere Familie. Es war eine wunderschöne Zeit: die ländliche Idylle, das menschliche Miteinander, das kirchliche Leben – alle im Dorf außer dem Polizisten waren ja katholisch. Gelegentlich aber kam meine Gastfamilie auch auf meine Herkunftssituation in Halle an der Saale zu sprechen. Dabei wurde ein Begriff verwendet, den ich damals noch nicht kannte: Diaspora. Und das klang so, als ob ich – was meinem Empfinden durchaus nicht entsprach – aus einem Katastrophengebiet käme. Noch heute halten viele Diaspora-Verhältnisse für ein Missgeschick oder Unglücksfall der Kirchengeschichte, für eine Fehlform des Katholischen, für unnormal, schrecklich, bedauernswert. Für viele scheint das Ideal nach wie vor die Volkskirche zu sein, in der möglichst flächendeckend die meisten Mitbürgerinnen und Mitbürger von Geburt an dazugehören und entsprechend sozialisiert werden, ein Milieukatholizismus mit kultureller und moralischer Präge- und Durchsetzungskraft, in dem man ganz einfach bis zum Lebensende mitgetragen wird und sich entsprechend auch zu verhalten hat.

Am Anfang des Christentums war dies freilich ganz anders. So richtet sich der erste Petrusbrief z.B. ausdrücklich *„an die Auserwählten, die als Fremde… in der Zerstreuung (= Diaspora) leben“* (1,1). Und selbst nach der sogenannten Konstantinischen Wende, infolge derer das Christentum im 4. Jahrhundert zunächst toleriert, dann begünstigt und schließlich zur Staatsreligion erklärt wurde, prägte das antike Heidentum vielerorts noch lange das gesellschaftliche und private Leben. Und auch später – bis in unsere Tage hinein – gehörte und gehört es in vielen Regionen der Welt zum üblichen Schicksal der Christen, als kleinere oder größere Gemeinschaften inmitten anderer Religionen oder Weltanschauungen zu leben. Auch in Mittel- oder Ostdeutschland ist uns Katholiken das schon lange vertraut: zunächst seit der Reformation als Minderheit unter evangelischen Christen und dann zunehmend mit den anderen Christen zusammen in einer immer säkularer werdenden Situation, in der es kaum noch Anknüpfungspunkte für den Glauben gibt. Hinzu kommt, dass wir als katholische Christen hier schon jahrhundertelang weithin eine Kirche der Zugezogenen, Vertriebenen und Geflüchteten sind, nach 1945 besonders ansteigend und seit 1990 immer internationaler. Außerdem erfahren viele Gläubige – auch in noch volkskirchlich geprägten Landstrichen – inzwischen, wie sie selbst in der eigenen Familie, im Freundeskreis oder am Arbeitsplatz zu Außenseitern werden. Wer Gottes Ruf ernst nimmt, wird den anderen fast immer irgendwie fremd und ist in seiner Umgebung nicht mehr ganz zu Hause. Diaspora erscheint somit von Anfang an und heutzutage erst recht als der eigentliche „Normalfall“ von Christentum.

2. Gefahren und Chancen

„Normalfall“ bedeutet aber nicht unbedingt romantische Idylle. Eine solche Situation kann zweifellos sehr belastend sein und birgt manche Gefahren. Wie schnell können Christen sich dabei der Umgebung anpassen und ihre Identität aufgeben, fehlen die Kraft und der Mut, lange dem gesellschaftlichen Druck zu widerstehen.

Zugleich hat eine Diasporasituation aber auch ihre Chancen. Herausgefordert durch die Gleichgültigkeit oder die Kritik des gesellschaftlichen Umfeldes kann der persönliche Glaube sogar wachsen und reifen, kann Kirche dadurch lebendiger und überzeugender werden. Auch die Theologie muss darauf eingehen und innovativ bedenken,

wie man angesichts einer „forcierten Säkularität“, einer weithin entkirchlichten Gesellschaft und dramatischer Transformationserfahrungen religiös entfremdeten Menschen einigermaßen verständlich – wie Paulus es formuliert (1 Kor 2,7) – „das Geheimnis der verborgenen Weisheit Gottes“ nahebringen kann. Leitend sollte dabei sein, was er auch schreibt (1 Kor 2,4): „Meine Botschaft und Verkündigung war nicht Überredung durch gewandte und kluge Worte, sondern war mit dem Erweis von Geist und Kraft verbunden“. Und so haben hier in Erfurt die theologisch Forschenden und Lehrenden seit eh und je den gesellschaftlichen Kontext sehr ernst genommen und sich in besonderer Weise sowohl mit den marxistisch-leninistischen Anfechtungen der Vergangenheit als auch mit den existentiellen, geistigen und kulturellen Zuspitzungen der letzten Zeit kritisch und konstruktiv auseinandergesetzt. Um missionarisch anschlussfähig zu sein, galt und gilt es, ohne dabei provinzialistisch zu werden, „das Evangelium“ – wie Bischof Joachim Wanke es immer wieder betont hat – „auf mitteldeutsch zu buchstabieren“. Das aber erfordert eine große Offenheit und einen langen Atem. Zweifellos wirken sich solche Versuche auch auf das Selbstverständnis der Kirche vor Ort, ihre gesellschaftliche Rolle und ihre ganz praktischen Vollzüge aus. Das aber heißt für uns, sich nicht als ein „heiliger Rest Getreuer“ oder wie eine Sekte in bergende Gettos oder kuschlige Wohlfühlgruppen zurückzuziehen und als „geschlossene Gesellschaft“ zu bewahren, sondern sich kritisch und konstruktiv dem Pluralismus zu stellen und Gesellschaft mitzugestalten, Kirche als „öffentliche Größe“ im Bewusstsein zu halten und Religion durch ihre Gegner nicht ins private Abseits drängen zu lassen. Dabei sind wir schon lange mit den evangelischen Christen dichter zusammengerückt, ist die geschwisterliche Verbundenheit beträchtlich gewachsen, hat auch die ökumenische Verständigung erfreuliche Fortschritte gemacht.

Auch wenn unsere Kräfte und Möglichkeiten begrenzt sind, die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse sich wieder schwieriger gestalten, Irrationalitäten zunehmen und vieles vergeblich erscheint, bleibt es doch unsere ureigene Berufung und Sendung, nicht auf die Weisheit dieser Welt zu bauen, auf ihre Vorstellungen von Erfolg, Größe und Macht, auf ihre Berechnungen und Prognosen, sondern im Vertrauen darauf, zu Christus zu gehören, immer wieder die Netze auszuwerfen, und zu verkündigen (1 Kor 2,9), „was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, was keinem Menschen in den Sinn gekommen ist: das Große, das Gott denen bereitet hat, die ihn lieben“.

3. Ein „heilsgeschichtliches Muss“?

Schon 1954 beschrieb Karl Rahner die Diasporasituation als ein „heilsgeschichtliches Muss“. Diese sei „nicht nur als leider Gottes bestehend festzustellen“, man solle sie vielmehr „als von Gott … gewollt anerkennen und daraus unbefangen Konsequenzen ziehen“. Wir hätten „das Recht, ja fast die Pflicht, damit zu rechnen und nicht nur verstört zur Kenntnis zu nehmen, dass die Form des öffentlichen Daseins der Kirche sich wandelt“, dass Kirche überall Diasporakirche wird, von Gott in die Welt zerstreut, unter viele Nichtchristen. Zehn Jahre später – 1964 – heißt es dann in der dogmatischen Konstitution über die Kirche „Lumen gentium“ (26): „In diesen Gemeinden ist, auch wenn sie oft klein und arm sind oder in der Diaspora leben, Christus selbst präsent.“ Damit – so kommentiert Rahner – ist die Kirche auch in ihren kleinen und armen Versammlungen ein sichtbares Zeichen für jene unsichtbare Gnade Gottes, die auch außerhalb der Kirchenmauern wirkt. Gott mache auch durch solche Gemeinden deutlich: „Hier in dieser Welt bin ich und bleibe ich mit meiner Gnade …“ Darüber hinaus ist noch eine andere Einsicht sehr hilfreich. Theologisch angeregt durch Josef Ratzinger, den späteren Papst Benedikt XVI., formuliert die Dresdner Pastoralsynode 1974 in ihrem Beschluss „Glaube heute“ dazu folgendes: „Wenn wir uns als kleine Gemeinde erleben, hilft uns der Glaube an die Bedeutung des EINEN für alle, einzelner für viele, kleiner Gemeinschaften für große Gebiete …“ Die Gemeinden – so heißt es weiter – werden „ihrer Situation erst dann gerecht, wenn sie sich nicht abschließen, sondern in Austausch mit anderen stehen, mit ihnen Mensch und für sie Christ sind. Für unser Selbstverständnis in der Diaspora ist der Begriff Stellvertretung von großer Bedeutung.“

„Wir sind Gottes Zeugen hier und heute“ – so haben wir es vor einigen Jahren in unseren Magdeburger „Zukunftsbildern“ formuliert, keinesfalls – davon bin ich fest überzeugt – ein Missgeschick oder Unglücksfall der Kirchengeschichte, auch keine „Fehlform“ des Katholischen. In Sendung und Stellvertretung sehen wir unseren Dienst für die Welt. Aus dieser Perspektive heraus können wir auch sagen: „Als schöpferische Minderheit setzen wir in ökumenischem Geist seinen Auftrag um: in unseren Pfarreien, in Gemeinden, Gemeinschaften und Einrichtungen, in Kooperationen mit Partnern in

der Gesellschaft. Wir genügen uns dabei nicht selbst, sondern geben missionarisch allen Menschen Anteil an der Hoffnung, die uns in Jesus Christus geschenkt ist“.

Mag es uns manchmal schmerzen und verunsichern, dass wir eine so kleine Schar sind und die christliche Botschaft in unserem Umfeld anscheinend nur wenige erreicht, Gott wird sich schon etwas dabei denken, uns eine solche Situation zuzumuten. Jede Zeit ist Bewährungszeit, jede Zeit ist aber auch Heilszeit. „Deshalb“ – so heißt es im ersten Petrusbrief (1,5-7) – „seid … voll Freude, obwohl ihr jetzt vielleicht kurze Zeit unter mancherlei Prüfungen leiden müsst. Dadurch soll sich euer Glaube bewähren, und es wird sich zeigen, dass er wertvoller ist als Gold.“ Und Paulus gibt uns in seinem Brief an die Römer (12,12) mit auf den Weg: „Seid fröhlich in der Hoffnung, geduldig in der Bedrängnis, beharrlich im Gebet.“ Möge es uns als Christen hierzulande auch weiterhin gelingen, in dieser Haltung zu leben und so für unsere Mitmenschen ein ermutigendes und glaubwürdiges Zeichen der Gnade Gottes zu sein.